



HERBERT SCHMITT



# EIERMANN'S SCHATTEN

AUS MEINEM ARCHITEKTENLEBEN



# Inhaltsverzeichnis

7	Vorwort
8	Mit 18 Jahren wusste ich, dass ich Architekt werden will
11	Die TH Karlsruhe wird meine Alma Mater und Professor Egon Eiermann mein besonderer Lehrer
30	Höhepunkt der Zusammenarbeit mit dem Meister – der Versandhaus-Neubau Neckermann in Frankfurt
38	Erste eigene Arbeiten
40	Gründung des Architekturbüros Schmitt und Kasimir
44	Die Kaufhäuser
51	Bauaufgaben verschiedenster Art
72	Die Verbindung zum Meister bleibt bis zu seinem Tod bestehen
75	Wettbewerbserfolge
80	Das Beiertheimer Feld in Karlsruhe
92	Sportbauten
99	Menschen hinter Gittern
104	Eine Studie zum Erhalt von Hallenbau A der IWKA
106	Die Wohnhäuser
112	Ein Zweigbüro in Potsdam und neue Bauaufgaben in Karlsruhe
119	Meine Tätigkeit als Designer
121	Ehrenämter
127	Weiterbildung durch Sachverständigentätigkeit
128	Lehrauftrag an der Hochschule für Technik Karlsruhe
129	Nachwort
131	Dank an Partner und Mitarbeiter
132	Vita Herbert Schmitt

## Vorwort

»Sie sind keine guten Architekten, wenn Sie nach dem Weekend gut erholt an den Arbeitstisch zurückkehren und unbedingt etwas Neues erfinden wollen. Sie sind gute Architekten, wenn Sie an etwas Gutem zäh und ausdauernd arbeiten, um es noch ein bisschen besser zu machen.«

(Mies van der Rohe am Anfang seines Vortrags im Saal 16 der Technischen Hochschule Karlsruhe 1957)

»Ihr müsst an allen Dingen so lange arbeiten, bis nichts mehr wegzulassen ist, dann kann es gut werden.«

(Oft gehört von Egon Eiermann)

Ein Jahrzehnt – von 1950 bis 1960 – an der TH Karlsruhe und bei Professor Egon Eiermann, einem der bedeutendsten Architekten der Nachkriegszeit, zu arbeiten, prägte mein Architektenleben in besonderem Maße.

## Mit 18 Jahren wusste ich, dass ich Architekt werden will

Schon als Kind bin ich immer mit Bauen beschäftigt gewesen. Einmal war es der Bau einer Höhle zusammen mit Freunden und ein anderes Mal ein Häuschen im Garten. Die Baumeister an Großvaters Seite hatten meine besondere Aufmerksamkeit, denn auch ich wollte Baumeister werden. Als 18-Jähriger wurde ich in der Kriegsschule der Luftwaffe zum Fahnenjunker ernannt und bei der Frage nach meinem Berufswunsch antwortete ich erstmals voller Überzeugung mit »Architekt«.

Im Sommer 1945, nach meiner Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft, musste ich sofort eine Arbeit annehmen, um in den Besitz von Lebensmittelmarken zu kommen. Ich meldete mich im Arbeitsamt Frankfurt Süd. Dort stand plötzlich ein Herr neben mir, der mich nach meinen Wünschen fragte. Es war der Bauunternehmer Vinzenz Müller, der von der Besatzungsmacht bevorzugt behandelt wurde, denn er hatte seine jüdische Frau und Tochter im Taunus versteckt und so durch die NS-Zeit gebracht. Ich wurde als Baupraktikant in seinem Bauunternehmen mit einem Stundenlohn von 0,75 Mark eingestellt. Herr Müller gab mich in die Hände eines alten, erfahrenen Poliers, der schnell Gefallen an mir fand und mir daher so manches Geheimnis des Maurer- und Verputzerhandwerks verriet. Schon bald war ich der »Maurer« und meine Hilfsarbeiter waren ehemalige Parteimitglieder der NSDAP. Wir arbeiteten gut miteinander, denn alle waren froh, den schrecklichen Krieg überlebt zu haben. Sogar der Humor kam langsam zurück und wenn ich 15 Minuten vor Arbeitsende noch nach »Speis« (Mörtel) rief, dann antwortete ein ehemaliger Direktor mit den Worten: »Herr Maurer, die Speise ist für heute alle und erst morgen gibt es neue.«

Die Herren hatten rechtzeitig mit dem Reinigen der Werkzeuge und dem Säubern der Baustelle begonnen und alle stellten sich im Kreis auf zum Absingen des »Bauhelferliedes«.

Der volle Chor: »Ein Bauhelfer stand auf hoher Alm und schaut hinab ins tiefe Tal.«

Nun der Solist: »Was sangen sie?«

Der volle Chor: »Am Arsch leckst mi.«

So war das Lachen am Bau auferstanden unter Bedingungen, die sich später niemand mehr vorstellen konnte.

Neben dem Wenigen, was es auf Lebensmittelkarten gab, kämpften wir täglich ums Überleben. Nach Feierabend führte ich gelegentlich mit einem jungen, gelernten Maurer private Arbeiten aus. Einmal war ein Giebel eines Wohnhäuschens wieder aufzubauen, den eine Luftmine herausgerissen hatte. Nach vollendeter Arbeit bekam jeder von uns ein Eimerchen Bienenhonig als fürstlichen Lohn.

Regelmäßig nach der schweren Tagesarbeit nahm ich abends bei einem arbeitslosen Professor Unterricht in Mathematik und Physik, um mein Schulwissen zu erweitern. Einer Zeitungsanzeige zufolge sollte das Polytechnikum in Friedberg im Mai 1946 wieder eröffnet werden. Sofort war ich einer der 1400 Bewerber (unter ihnen viele ehemalige Offiziere) für einen der 300 Studienplätze. Als einer der Jüngsten bestand ich die Ausleseprüfung und konnte ein fünfsemestriges Hochbaustudium beginnen. Um täglich rechtzeitig bei der Vorlesung in Friedberg zu sein, musste ich diszipliniert um 5:30 Uhr aufstehen und nach kurzem Frühstück sowie einem Fußmarsch den Frühzug am Frankfurter Hauptbahnhof erreichen. Der Zug war meist überfüllt und stank nach selbstgebaumtem Tabak, aber er kam pünktlich in Friedberg an, wo um 8 Uhr c.t. die Vorlesungen begannen. Um 17 Uhr war ich zurück in Frankfurt und arbeitete täglich bis Mitternacht an Studienarbeiten. Die Studenten waren sehr fleißig, wissbegierig und arbeiteten meist wesentlich mehr, als es der Lehrplan vorsah. Einer unserer Dozenten war ein ehemaliger Professor der Technischen Hochschule Prag, der unsere Studienarbeiten stets mit denen der TH verglich und als besondere Auszeichnung anmerkte, wenn eine Arbeit auch in Prag als eine gute Leistung beurteilt worden wäre. Mein Studienfreund Kurt T., ehemals Oberstleutnant und Geschichtslehrer an einer Kriegsschule des Heeres, traute sich ein Urteil über unseren Leistungsstand zu, der den Verhältnissen entsprechend sehr gut war. Wenige Tage nach der Währungsreform hatten wir das Studium beendet. Kaum einer von uns hatte Geld und es reichte gerade für eine Dampferfahrt von Frankfurt nach Rüdelsheim. Als besonderen Luxus genehmigten wir uns ein Würstchen und ein Glas Wein.

1948 war das Bauen noch kaum in Gang gekommen. Mit Empfehlungsschreiben von Freunden meines Vaters stellte ich mich bei der Postbauleitung in Wiesbaden und bei der Bauleitung der Paulskirche in Frankfurt am Main vor. Einen Anfänger wollte jedoch kaum jemand einstellen und ich hatte Glück, dass ein Freund mich seinem Vater, dem Bauunternehmer Robert Kögel, vorstellte. So erhielt ich meine erste Anstellung als Mitarbeiter im technischen Büro der Baufirma. Hier arbeitete ich als einziger junger Architekt unter Bauingenieuren. Herr Kögel, ein kunstinteressierter und hochbegabter Bauingenieur, machte mich bald zu seinem Hausarchitekten. Meine Tätigkeit war sehr vielseitig. Einerseits fertigte ich Zeichnungen für die Doktorarbeit meines Chefs an und andererseits gab es immer wieder kleine Baumaßnahmen an seinem Hofgut Schloss Philippsch.

Nachdem ich genügend praktische Kenntnisse erworben hatte, durfte ich ein mehrgeschossiges Wohnhaus im Frankfurter Universitätsgebiet planen, ausschreiben und bauen. Zu dieser Aufgabe gehörte auch die Detailplanung des Ausbaus für die Wohnung der Sekretärin des Chefs. Im Laufe der Rohbauarbeiten stand ich im Gespräch mit dem Polier im Innenhof. Plötzlich spürte ich einen sehr

festen Schlag auf meine rechte Schulter und hörte einen Ziegelstein zu Boden fallen. Im Gesicht des Poliers sah ich, dass etwas Fürchterliches passiert sein musste. Kaum war die Schrecksekunde vorüber, begann er laut zu schreien. Was war geschehen? Ein Vollziegelstein war vom dritten Obergeschoss heruntergefallen und hatte nur um wenige Zentimeter meinen Kopf verfehlt, ohne mich tödlich zu treffen. Unglücklicherweise trug man damals noch keine Helme, doch glücklicherweise war es Mode, dass man die Schultern der Mäntel stark wattierte und so war nicht einmal meiner Schulter etwas Ernsthaftes passiert.

Nachdem ich die Baustelle zu einem guten Ende geführt hatte, bekam ich den Auftrag, ein Betriebsgebäude für einen Natursteine verarbeitenden Betrieb zu planen und auszuführen. Beim Richtfest kam es zu einem unvergesslichen Spaß. Ein alter Maurer zeigte, wie man mit einem Nagel ein Loch in den Boden einer Bierflasche einschlagen kann. Die Flasche behielt in geschlossenem Zustand den flüssigen Inhalt. Nun suchte man einen weniger klugen Probanden, um ein Experiment durchzuführen. Falls er die Flasche, die in die linke hintere Hosentasche gesteckt wurde, mit der rechten Hand öffnen könnte, sollte er als Preis zwei Flaschen Bier erhalten. Er versprach strahlend, die Aufgabe meistern zu können und stieg sogar für die Vorführung auf den Tisch. Sofort öffnete er die Flasche und präsentierte sich als großen Gewinner. Erst etwas später merke er, dass der Flascheninhalt bereits aus seiner Hose lief.

Im technischen Büro verlangte man mich jeweils, wenn ein Angebot für eine Brücke fertigzustellen war und ich mit der Anfertigung von Ansichtszeichnungen meinen Teil beitragen konnte.

In der Nähe der Frankfurter Hauptwache plante und baute ich mit großem Erfolg einen Behelfsladen für die Firma Liesel Steinmetz, was zur Aufbesserung meines Monatsgehalts von 240 auf 290 DM führte. Ende 1949 veranstaltete die Firma einen Wettbewerb unter den rund 1400 Mitarbeitern für die Findung eines Firmenzeichens. Diesen Wettbewerb mit der Preissumme von 100 DM gewann ich, woraufhin mein Firmenzeichen sofort für Briefköpfe, Bauschilder und Geräte verwendet wurde.

In einem sehr persönlichen Gespräch eröffnete mir mein Chef, Dr.-Ing. Robert Kögel, dass es nun für mich an der Zeit sei, ein richtiges Architekturstudium zu beginnen. Er habe mit Professor Egon Eiermann, Ordinarius für Baugestaltung an der TH Karlsruhe, bereits darüber gesprochen, ich könnte in Karlsruhe studieren und zugleich bei Professor Eiermann arbeiten. Dr. Kögel, der für Eiermann die Gebäude des Pharmaunternehmens Ciba in Wehr baute, schwärmte von dem jungen Professor mitsamt der von ihm entworfenen modernen Möbeln.